

Finnland
und die
europäische Integration

Beiträge der Teilnehmer
des
Finnisch-deutschen Seminars
- 2. Snellman-Seminar -
5. 9. 1994 - 9. 9. 1994
in Aavaranta/Großraum Helsinki

zum Thema:
Finnland und die europäische Integration

Veranstalter:

ALFRED TOEPFER STIFTUNG F.V. S. ZU HAMBURG
EUROPA-KOLLEG HAMBURG
STIFTUNG ZUR FÖRDERUNG DEUTSCHER KULTUR HELSINKI

Saksalaisen kulttuurin edistämissäätiön julkaisuja; 5
Skriftor utgivna av Stiftelsen för främjande av tysk kultur; 5
Veröffentlichungen der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur; 5

Helsinki - Hamburg

1995

ISSN: 1237-7422

© Herausgeber: ALFRED TOEPFER STIFTUNG F.V.S. ZU HAMBURG
EUROPA-KOLLEG HAMBURG
STIFTUNG ZUR FÖRDERUNG DEUTSCHER KULTUR HELSINKI

Redaktion: Waltraud Bastman-Bühner (Gesamtkonzeption)
Hannes Saarinen

Satz und Druck: Todt-Druck GmbH, D-78048 Villingen-Schwenningen

Exemplare können angefordert werden bei:
Stiftung zur Förderung deutscher Kultur
c/o Waltraud Bastman-Bühner
Geschäftsführender Vorstand
Halmstadinkatu 9 A 14
FIN-10900 HANKO

Inhalt

Einleitung	6
Petri Tuomi-Nikula Das Finnlandbild der deutschsprachigen Welt	9
Els Oksaar Zur Regelung der Sprachenfrage im erweiterten Europa	16
Jaakko Numminen Finnlands Kulturbeziehungen zur deutschsprachigen Welt	24
Rudolf Walser Die Schweiz im europäischen Integrationsprozeß: Versuch einer Standortbestimmung	30
Erik Forsman Die Bedeutung der EU-Mitgliedschaft für die finnische Industrie	39
Waltraud Langer Österreich und die Europäische Union	41
Sinikka Salo Die finnischen Finanzmärkte und die europäische Integration	44
Harald Jürgensen Fortschritte im Integrationsprozeß Europas? Herausforderungen und Lösungsmöglichkeiten in der 2. Hälfte der 90er Jahre	55
Juhani Oksman Erfahrungen über wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen Finnland und der Bundesrepublik Deutschland am Beispiel der Weltraumforschung	62
Hans-Joachim Seeler Nord- und Osteuropa auf dem Weg in die Europäische Union	68
Risto E. J. Penttilä Finnlands politischer Umbruch	78
Thomas Bruha Der Europäische Wirtschaftsraum in der zweiten Hälfte der 90er Jahre	82
Heikki Hirvinen Bildung als Erfolgsfaktor Bildungspolitische Richtlinien der finnischen Industrie	91

Einleitung

Das zweite Snellman-Seminar der STIFTUNG ZUR FÖRDERUNG DEUTSCHER KULTUR/Helsinki und der ALFRED TOEPFER STIFTUNG F.V.S. zu Hamburg sowie der Stiftung EUROPA KOLLEG/Hamburg wurde vom 5. bis 9. September 1994 im Bildungszentrum Aavaranta, einer Einrichtung des Finnischen Industrie- und Arbeitgeberverbandes, unweit von Helsinki, abgehalten. Auch die diesmalige Zusammenkunft, an der Gäste und Referenten aus Finnland, Deutschland, Österreich und der Schweiz teilnahmen, stand unter dem Motto „Finnland und die europäische Integration“.

Der Schwerpunkt der Betrachtungen lag auf den wirtschaftlichen und kulturellen Fragen des gegenwärtigen Integrationsprozesses. In einem weiteren Themenkomplex wurden die Vorteile, aber auch Probleme, die die Integration für die finnische Wirtschaft und den finnischen Finanzmarkt mit sich bringen würde, beleuchtet. Zweifellos ist Finnland derzeit ein Land im Umbruch. Ein besonderes Augenmerk galt daher auch den finnisch-deutschen Kulturbeziehungen. Ein Teil der Beiträge vermittelt persönliche Erfahrungen und gibt Einblicke in den konkreten Alltag wissenschaftlicher und kultureller Kontakte zwischen Finnland und dem deutschsprachigen Raum. Die europäische Dimension der Tagung wurde darüber hinaus durch Vorträge unterstrichen, in denen der österreichische und der schweizerische Standpunkt zur Europäischen Union erörtert wurden.

Die Referate wurden zu einem Zeitpunkt gehalten, als der Beitritt Finnlands zur Europäischen Union noch nicht entschieden war. Inzwischen ist der Beitritt am 1. 1. 1995 vollzogen worden.

Die Veranstalter möchten allen Referenten, den finnischen Ministerien, der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland und den Vertretern der finnischen Wirtschaft sowie allen Einzelpersonen, die zum Gelingen des Seminars mit beigetragen haben und hier nicht im einzelnen aufgeführt werden können, ihren herzlichen Dank aussprechen.

Helsinki/Hamburg, im Herbst 1994

STIFTUNG ZUR FÖRDERUNG
DEUTSCHER KULTUR

ALFRED TOEPFER
STIFTUNG F.V.S

STIFTUNG
EUROPA-KOLLEG

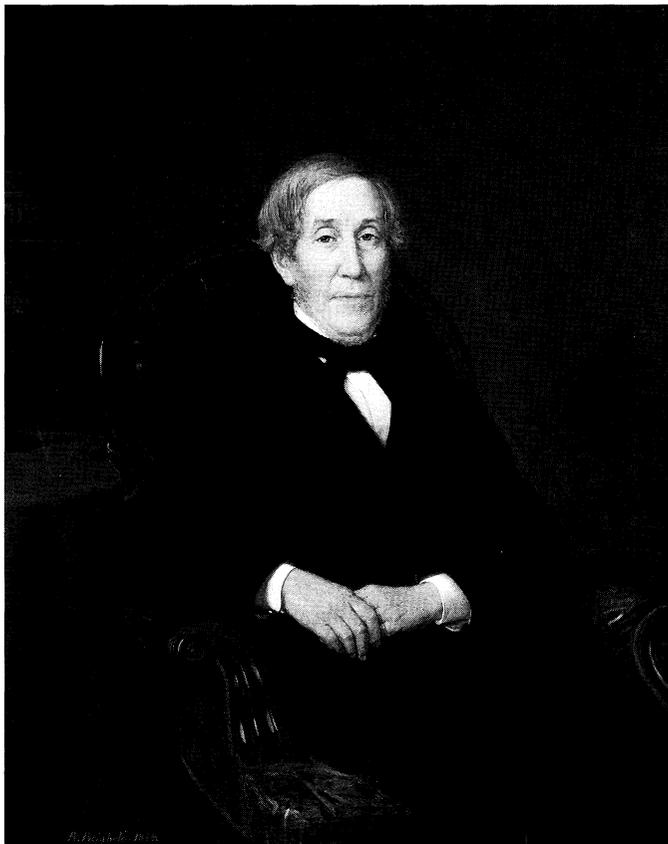


Foto: Universität Helsinki

Johan Vilhelm Snellman,
finnischer Philosoph und Staatsmann, lebte von 1806 – 1891. Er war in seinem vielfältigen Wirken einerseits national-emanzipatorisch aufgetreten, blieb aber andererseits europäischen Geistesströmungen verpflichtet. Nach ihm benannten die Stiftungen in Hamburg und Helsinki das von ihnen gemeinsam veranstaltete Seminar.

Das Finnlandbild der deutsch- sprachigen Welt

Petri Tuomi-Nikula

Mag. rer. pol., geb. 12. 1. 1951. 1972 Redakteur der Vaasa-Zeitung, 1973/74 Redakteur der Finn. Nachrichtenagentur STT, 1975 Pressereferent der Finnischen Botschaft in Bonn, 1981 (1982 Leitung) Nachrichtenredaktion des Finn. Werbefernsehens MTV, 1985 Botschaftsrat der Finnischen Botschaft in Wien, 1988 Leiter der Presseabteilung im Finn. Außenministerium, u. a. Pressechef KSZE 1985, Summit 1990 (Bush – Gorbatschow). Seit 1992 Stellvertr. Generaldirektor der Presse- und Kulturabteilung im Finnischen Außenministerium.



Die älteste Schilderung über die Finnen dürfte vom römischen Geschichtsschreiber Tacitus stammen. Er erzählt von einem am nördlichsten Ufer lebenden ungewaschenen und häßlichen Stamm der Fenni. Ihre Nahrung besteht aus hastig am Lagerfeuer gebratenem Fisch und sie können nicht einmal singen, sondern nur an ihren elenden Lagerfeuern heulen. Nach Tacitus war das Leben der Fenni in ihrem dunklen, kalten und armen Land so elend, daß diese sich nichts anderes wünschten, als daß es schnell zu Ende ginge.

Im Laufe der Zeit wurden dann die Informationen über das nördliche Land genauer. Finnland gewann gegen Ende des 15. Jahrhunderts auf der Karte Europas langsam an Konturen, auch im wörtlichen Sinne. In einer 1493 in Nürnberg veröffentlichten Landkarte war Finnland zum ersten Mal mit seinem eigenen Namen erwähnt und befand sich mehr oder weniger auf seinem richtigen Platz. Bis dahin waren die Finnen dort u. a. unter den Namen Finnlappelant oder Findlapi eingetragen gewesen. Das 1555 erschienene Werk „Historia de gentibus septentrionalibus“, d. h. „Geschichte der nördlichen Völker“, von Bischof Olaus Magnus trug in bedeutender Weise zur Finnlandkenntnis der gebildeten Europäer jener Zeit bei. Die „Geschichte der nördlichen Völker“ hatte einen politischen Hintergrund. Der Bischof wollte dem Papst erläutern, welche Perle die katholische Kirche u. a. im Falle Finnlands an den Protestantismus verloren hatte – und daß der Papst aus diesem Grunde Maßnahmen ergreifen sollte, um auch Finnland in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen. Das in den Texten von Olaus Magnus vermittelte Bild von den Finnen ist durchaus positiv.

Obwohl der Unterschied zwischen Lappen und Finnen spätestens von Olaus Magnus und den Kartografen herausgestellt worden war, lebte die mit der nördlichen Himmelsrichtung verbundene negative Auffassung noch lange kräftig weiter.

Ich könnte mir gut vorstellen, daß Heinrich Heine sich gerade von Tacitus hatte beeinflussen lassen, als er die folgenden Nord und Süd vergleichenden Zeilen schrieb:

Am Ganges duftet's und leuchtet's
und Riesenbäume blühen
und schöne stille Menschen vor Lotusblumen knien.
In Lappland sind schmutzige Leute
plattköpfig, breitmäulig und klein
sie kauern ums Feuer und backen sich Fisch
und quäken und schreien.

Die Schilderungen der Personen, die den nördlichsten Teil Europas bereisten, betonten das extrem und exotisch Nördliche Lapplands – mit dem Finnland sich in den Geschichten oft

vermischte – als ihr Charakteristikum. Armut, Kälte und Dunkelheit. Diese Zustände wurden auch übertrieben. Wer in den hohen Norden reiste, hatte das Bedürfnis, die Zustände als noch merkwürdiger und dramatischer – und damit ihr eigenes Heldentum als größer – zu beschreiben als sie es in Wirklichkeit waren.

Im 18. Jahrhundert bestand der rote Faden der Reiseschilderungen dann entsprechend dem Geist des utilitaristischen Zeitalters in naturwissenschaftlichen Beobachtungen. Man bewunderte die Schönheit eines Wasserfalls, aber vor allem schätzte man, was für ein Wasserrad er antreiben könnte.

Die wissenschaftlichen Texte wurden von ihren Verfassern auch mit Tendeziösem angereichert: Der Schwede Carl von Linné sah auf seiner Lapplandreise in jenen Teilen Finnlands, die von finnischsprachiger Bevölkerung bewohnt waren, immer nur Verschlossenheit. Linné konnte kein Finnisch. Und entsprechend fröhliche und freundliche Menschen im schwedischsprachigen Gebiet. Ein von solchem Ethnozentrismus freier italienischer Reisender sah die Dinge genau umgekehrt: Giuseppe Acerbi, der Schweden, Finnland und Lappland während des letzten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts bereiste, zeichnete von den nationalen Besonderheiten der Finnen ein äußerst positives Bild – und nörgelte wiederum bei jeder passenden Gelegenheit an den Schweden herum. Acerbi konnte weder Schwedisch noch Finnisch. Das ansonsten sehr verdienstvolle Werk fand in für jene Zeit großer Auflage und in verschiedenen Sprachen Verbreitung, und es trug für seinen Teil zur Verbreitung der Finnlandkenntnis in Europa bei.

Der Norden erfuhr im 19. Jahrhundert eine völlig neue Dimension. Als noch relativ unbekannter und entlegener Winkel kam er den romantischen Strömungen jener Zeit gelegen.

Im staatlich zersplitterten Deutschland suchte die Romantik einen gemeinsamen Nenner u. a. in den Wurzeln des Volkes, die im Norden vermutet wurden. Dieser Mythos blieb am Leben. Die Weise, in der nicht nur Wagner deutsche und nordische überlieferte Stoffe als Grundlage seiner Werke verwendete, trug diesbezüglich zu weiterer Verwirrung bei. Zur nationalsozialistischen Idealisierung des Nordens paßt auch dieses Wagnerelement. Wie auch immer, mit dem Norden verbanden sich ab dem 19. Jahrhundert, besonders in deutschsprachigen Ländern, nun auch vermehrt positive Attribute.

Das **Nördliche** ist der primäre und älteste Faktor, der das Finnlandbild geprägt hat. Ein anderer ist die Stellung Finnlands als **Grenzland**. Finnlands Stellung als Nachbar Rußlands hat nie aufgehört, außenstehende Beobachter zu interessieren.

An sich ist eine Stellung als Grenzland nichts Besonderes. Finnland teilt dieses Schicksal, sich an der Grenze zwischen Kulturen, Religionen, oder Großmächten zu befinden, mit vielen anderen Völkern und Ländern. Wir verstehen ja auch nicht z. B. Dänemark in erster Linie als Nachbar der Großmacht Deutschland. Genausowenig denken wir bei Belgien in erster Linie über die Grenze zwischen Belgien und Frankreich nach.

Vielleicht ist es angebracht, einen Moment lang darüber nachzudenken, wieso diese Nähe zu den Russen, gerade diese gemeinsame Grenze mit der Sowjetunion von so großem Interesse war.

Das vor einigen Jahren erschienene Buch von Kari Tarkiainen „Der alte Verfolger – Auffassungen vom östlichen Nachbarn von Ivan dem Grausamen bis Peter dem Großen“ zeigt, daß die westlich von Rußland lebenden Völker in ihre Beziehung zum östlichen Riesenreich seit Urzeiten eines gemeinsam haben – die Angst. Der Grund hierfür lag nicht so sehr darin, daß der Riese im Osten – wie er auch immer geheißen haben mag – zum Beispiel häufiger Krieg gegen seine westlichen Nachbarn geführt hätte als diese sich untereinander bekriegten. Der Grund für die Angst vor dem Osten ist vor allem durch den Mangel an Informationen bedingt gewesen. Die Verhältnisse und die Absichten des Nachbarn waren unbekannt.

Dieser Umstand ist nicht in erster Linie dem Westen vorzuwerfen. Das alte Rußland im 18. Jahrhundert und danach die Sowjetunion haben immer Außenstehenden ihre wirklichen Verhältnisse vor den gewöhnlichen Bürgern verheimlicht. Als Beispiel hierfür kann die Art und Weise gelten, in der die im Land lebenden Ausländer von den Russen fern gehalten worden sind. Das Reiserecht von Ausländern ist eingeschränkt worden. Der Gipfel der Paranoia dürfte sein, daß in von den Sowjetherrschern herausgegebenen Stadtplänen von Moskau viele wichtige Verkehrsrouten absichtlich mit einem falschen Namen versehen worden waren –

oder völlig fehlten. Die Angaben zu den militärischen oder industriellen Kapazitäten waren oft unter- oder übertrieben, je nachdem wie man mit diesen Angaben den Sicherheitsinteressen des Landes zu dienen glaubte.

Eine finnische Redensart besagt, daß Sicherheit öffnen von Gattertoren bedeutet. Dieser Satz beinhaltet eigentlich den Kern des demokratischen Informationsbegriffs. Umgekehrt könnte man sagen, daß derjenige, der sein Gatter verschlossen hält, etwas zu verbergen hat. Und etwas zu verbergen kann nur derjenige haben, der mich bedroht.

Da die Angst vor der Sowjetunion geschichtlich bedingt ist, fiel es den Propagandisten des Kalten Krieges nicht schwer, das Feindbild von der Sowjetunion aufrecht zu erhalten. Ich erinnere mich lebhaft an einen Professor, der seine Kindheit im österreichischen Bregenz verbracht hatte, der mir im Gespräch über dieses Thema erzählte, er habe noch bis zur Oberschule geglaubt, daß alle Russen Hörner haben.

Wie paßte dann Finnland in diese von der Angst bestimmte Auffassung der westlichen Völker von Rußland? Ein hinsichtlich seiner Einwohnerzahl kleines Land, das eine lange gemeinsame Grenze mit dieser aggressiven und imperialistischen Großmacht hatte. Ein Land, das zwei Kriege gegen sie verloren hatte. Und was war dieser seltsame Vertrag über Zusammenarbeit und Beistand zwischen Finnland und der Sowjetunion? Zu alledem behauptete das Land noch, in dieser unmöglichen geographischen Stellung neutral zu sein.

Etwas vereinfachend könnte man sagen, daß Finnland in der Medienöffentlichkeit des Kalten Krieges in erster Linie eine Funktion seiner Beziehungen zum Osten war. Alle finnisch-russischen Angelegenheiten waren von Interesse, weil man in ihnen nach Belegen dafür suchte, daß die Sowjetunion Druck auf Finnland ausübte, d. h. man suchte nach einer Legitimation für diese uralte Rußlandangst.

In meiner Arbeit habe ich viele ausländische Journalisten getroffen, die Finnland besuchten. Immer wieder habe ich erzählt, daß es an der finnischen Ostgrenze außer Wald nichts zu sehen gibt. Eine Grenzschanke, ein Schilderhäuschen und Wald. Und immer wieder wollten die Journalisten trotzdem dorthin einen Besuch abstatten, um genau das zu sehen, was ich eben beschrieben habe. Die Vorstellung von dieser Grenze ist so viel stärker als die sichtbare Wirklichkeit, daß sie den Reisenden schon zufrieden stellt. An der Grenze ist nie ein einziger Russe zu sehen gewesen. Vielleicht haben sie ja doch Hörner?

Gut unterrichtete und kluge Menschen haben natürlich begriffen, daß Finnlands Lage nicht leicht war. Finnland hatte jedoch aus seiner schwierigen Lage das Bestmögliche gemacht. Auch die Finnen selbst haben dies eingesehen und das Erreichte zu schätzen gewußt. Auch aus diesem Grund mochte man in diesem Land das Wort „Finnlandisierung“ nie. Das Wesentliche ist aber schließlich, daß das Bekenntnis zu den westlichen Werten genauso unterschieden war wie überall in Westeuropa.

Gut unterrichtete, geschweige denn kluge Menschen gibt es aber bedauernswert wenige. Und die Mehrheit stellt, wie wir gut wissen, die öffentliche Meinung dar.

Ich habe im Vorangegangenen diejenigen Faktoren erörtert, die das Finnlandbild Westeuropas am stärksten geprägt haben. Das Gesagte gilt selbstverständlich auch für Deutschland, Österreich und die Schweiz.

Wenn es gälte, das Finnlandbild in Deutschland mit einem Wort zu charakterisieren, wäre dieses Wort: ungenau, verschwommen, grau vielleicht. Ich betone, daß ich hier nur von der durchschnittlichen Finnlandkenntnis der Deutschen spreche. In wirtschaftlicher oder kultureller Hinsicht hat Finnland nur wenig zu bieten gehabt, was den Mann auf der Straße ansprechen würde. Markenartikel, Popgruppen oder für ihr dickes Blech bekannte PKWs. Auch als touristisches Objekt war und ist Finnland kein Ziel für die breiten Massen. In den Geschichts- und Erdkundebüchern wird Finnland kaum erwähnt. Finnische Filme sind selten zu sehen, nach Mika Waltari hat wohl kein finnischer Schriftsteller den Weg in die Bestsellerlisten geschafft – und auch er mit seinen Schilderungen der Verhältnisse im alten Ägypten. Jean Sibelius und Alvar Aalto sprechen letztendlich nur eine kleine Elite an. Die Gladiatoren des Motorsports, des Sports überhaupt, etwas breitere Kreise.

Eine positive, allgemein bekannte Tatsache sind die schöne und geräumige Natur und die Weite Finnlands. Wenig Leute, viele Bäume und Seen. Auf der anderen Seite impliziert dies die Annahme, daß der Grad der Industrialisierung in Finnland niedrig sei. Die Sauna ist

bekannt. Alle Deutschen, ungeachtet des Alters und Geschlechts, scheinen zu wissen, daß es in Finnland viele, aggressive und große Mücken gibt.

Die Finnlandkenntnis ist in Deutschland schlecht. Bedauerlich schlecht. Nimmt man als Vergleichsmaßstab die anderen industrialisierten Länder Europas, also Westeuropas, so ist Finnland am wenigsten bekannt.

Dieser Umstand hat an sich nichts mit den Sympathien für oder Antipathien gegen Finnland zu tun.

In seinen vor kurzem erschienenen Memoiren erzählt der Opersänger Matti Salminen von der Weise, in der er in Deutschland außerhalb der Opernhäuser aufgenommen worden ist. Sobald sich im Laufe des Gesprächs herausstellt, daß er Ausländer ist, ruft dies eine konventionell-höfliche Bemerkung hervor. Aber sobald sich herausstellt, daß er aus Finnland kommt, muß er eine große Zahl begeisterter Fragen beantworten. Und dies ohne, daß der Frager weiß, daß er mit dem besten Baß der Welt spricht. Demselben Phänomen sind, glaube ich, alle in Deutschland reisenden Finnen begegnet. Den Deutschen und Finnen fällt es recht leicht, einander zu verstehen.

Auch wenn man hieraus keine zu weit reichenden Schlußfolgerungen ziehen sollte, sagt doch auch etwas die Tatsache aus, daß die Deutsch-Finnische Gesellschaft Jahrzehnte lang der zweitgrößte Freundschaftsverein der Bundesrepublik war, gleich nach der Amerikanisch-Deutschen Gesellschaft. Als tragende Kräfte haben die 12.000 Finnen, in der Hauptsache Finninnen, gewirkt, die sich mit Deutschen verheiratet haben.

Die Öffentlichkeit, die Finnland in Deutschland zuteil wird, ist hauptsächlich sachlicher Art. Nur der Umfang ist recht gering. Auf diesen Umstand hat auch der hiesige deutsche Botschafter Peter Bazing in einem Interview verwiesen. Gerade wegen der geringen Zahl der Artikel ist es umso ärgerlicher, wenn diese Fehler enthalten. Als ein Beispiel hierfür kann die Art gelten, in der sich die prominenten und großen deutschen Medien bei der Berichterstattung über den Zustand der finnischen Wälder an der Nase haben herumführen lassen.

Das Grundproblem liegt darin, daß von den deutschen Medien schon seit Jahren keine einzige einen eigenen hauptamtlich in Finnland beschäftigten Korrespondenten hat. Die Berichterstattung wird entweder von Kopenhagen oder von Stockholm aus wahrgenommen. Der dort ansässige deutsche Journalist verwendet also als Primärquelle seiner Finnlandberichterstattung schwedische oder dänische Zeitungen. Auch wenn der Vergleich etwas hinkt, ist die Situation so, als ob die amerikanischen Medien ihre Deutschlandberichterstattung von Paris oder Rom aus wahrnehmen würde.

Ein täglich aus Helsinki berichtender fester Korrespondent hat völlig andere Voraussetzungen, seine Artikel mit der hiesigen Wirklichkeit in Übereinklang zu bringen. Wir haben Anlaß zu hoffen, daß zumindest ein Teil der derzeit in Stockholm oder Kopenhagen arbeitenden Auslandskorrespondenten allmählich nach Helsinki zieht. Die politischen Veränderungen in der nächsten Umgebung Finnlands und die wirtschaftliche Entwicklung weisen darauf hin, daß der Schwerpunkt der Ostsee wieder dabei ist, sich auf das Innere des Finnischen Meerbusens zu verlagern. Dorthin, wo er fast das ganze 19. Jahrhundert gewesen ist. Die Möglichkeiten, St. Petersburg und das Baltikum von Helsinki aus abzudecken, sind unvergleichlich besser als von Stockholm aus. Für die Skandinavienberichterstattung ist es gleichgültig, ob der Journalist in Helsinki oder Stockholm sitzt, falls die Zeitung es sich nicht leisten kann, einen Journalisten in beide Städte zu schicken.

Unter den deutschsprachigen Ländern ist Österreich in geographischer und auch in geistiger Hinsicht am weitesten von Finnland entfernt. Das Interesse der Habsburger erstreckte sich nie auf die Nordseite der Ostsee, und wenn auch die Finnen nach den Worten des Kavalleriemarsches seinerzeit den Kelch des Kaisers aus der Donau tranken, gibt es recht wenig alte Berührungspunkte. Die Hakkapeliten, die den Kelch des Kaisers tranken, waren außerdem Teil der schwedischen Truppen – genauso wie die Österreicher im Krieg in Lappland Teil der deutschen Truppen waren. Österreich ist ein außerordentlich katholisches Land – Finnland ist das lutherischste Land der Welt. Wien blickt neben Deutschland nach Italien und zum Balkan. Nach Norden nur selten.

Die Berührungspunkte finden sich in erster Linie im neutralen Status der beiden Länder, in der EFTA-Zusammenarbeit und neuerdings auch in den gemeinsamen EU-Bestrebungen.

Da unsere Volkswirtschaften dieselbe Größenordnung haben, eignen sich unsere Länder gut als gegenseitiger Vergleichsmaßstab. Besonders das schnelle wirtschaftliche Wachstum der achtziger Jahre wurde in Österreich mit Interesse verfolgt, gewissermaßen in einem freundschaftlichen Länderkampfgeist.

Auch der Österreicher zeigt ein höfliches Interesse für Finnland. Damit ist aber nicht dieselbe Begeisterung verbunden, die im entsprechenden Gespräch mit Deutschen spürbar wird.

Die große geographische Entfernung mag auch der Grund dafür sein, daß alle Länder des Nordens in Österreich gerne unter ein und demselben Skandinaviendach geführt werden. Wenn Finnland im Eishockey ein Tor schießt, so „haben die Skandinavier phantastisch gegoalt!“, sagen sowohl die österreichischen als auch die deutschen Sportreporter. In der gebildeten Diskussion wird hingegen in allen deutschsprachigen Ländern ein Unterschied zwischen Finnland und dem sonstigen Skandinavien gemacht.

An dieser Stelle kann man fragen, ob Finnland eigentlich zu Skandinavien gehört oder nicht. Betrachtet man die Frage streng geographisch, gehören zu Skandinavien nur die zwei Staaten der Halbinsel, Schweden und Norwegen. Verwenden wir aber den weiteren, kultur-geographischen Begriff, gehören auch Dänemark, Finnland und Island dazu. Der nach dem Zweiten Weltkrieg aufgekommene Begriff „Norden“ ist eine andere, umfassendere und mehr politische Form dieses kulturgeographischen Skandinavienbegriffes. Nach meiner Meinung ist die Frage, ob Finnland zu Skandinavien gehört oder nicht, heute eine Frage des Geschmacks und der Zweckmäßigkeit. Finnland muß immer als Teil Skandinaviens auftreten, wenn dies für uns von Vorteil ist.

Die Finnlandberichterstattung ist auch in der österreichischen Presse gering. Zum Teil ist dies darauf zurückzuführen, daß in der dortigen Presse der Schwerpunkt bei Zeitungen im Straßenverkauf liegt. Von großer Bedeutung ist in dieser Beziehung der staatliche Fernseh- und Rundfunksender ORF, der seinem Publikum selten aber immer sehr professionell über Finnland berichtet.

Mir liegt keine Untersuchung darüber vor, in welchem deutschsprachigen Land die Finnlandkenntnis am größten wäre. Meines Wissens hat es nie eine solche Untersuchung gegeben. Alles hier Gesagte beruht auf meiner eigenen Erfahrung. Auf dieser Grundlage wage ich die Schätzung, daß die Finnlandkenntnis im Durchschnitt, unter Berücksichtigung der ganzen Bevölkerung, in Deutschland am geringsten ist. Österreich gibt in dieser Beziehung zu etwas mehr Hoffnung Anlaß.

Am besten stehen die Dinge in der Schweiz, wo die deutschsprachige Bevölkerung hinsichtlich der Informationen über Finnland im Vergleich zu den Deutschen und Österreichern unvergleichlich besser gestellt gewesen ist. Die Korrespondenten der NZZ, zuerst in Helsinki und später in Stockholm, haben die Ereignisse in Finnland genau verfolgt. Der legendäre Korrespondent der Zeitung während des Winterkrieges, Max Mehlem, hatte mit seinen Artikeln einen größeren Einfluß auf das Wohlwollen, das Finnland unter den europäischen Eliten genoß, als wir vielleicht wissen. Bei seiner Schilderung des Kampfes der Finnen gab Mehlem den Schweizern bewußt oder unbewußt ein Beispiel dafür, daß man sich dem Druck von Diktaturen nicht beugen soll, und daß sich auch ein kleines Land erfolgreich verteidigen kann, wenn es will.

Am 50. Jahrestag veröffentlichte die STIFTUNG ZUR FÖRDERUNG DEUTSCHER KULTUR/Helsinki zusammen mit dem NZZ-Verlag die Artikel von Mehlem aus der Zeit des Winterkrieges als Buch. In keinem anderen Ausland ist nach meiner Kenntnis ein Buch über jene Ereignisse veröffentlicht worden. In der Schweiz kennt man den Winterkrieg nach wie vor, auch unter der Jugend.

Die militärischen Tugenden der Finnen sind für die Schweizer eindeutig ein Vorbild. Als in der Schweiz im Sommer 1994 eine Debatte darüber geführt wurde, ob sich das Land an den Friedenstruppen der UNO beteiligen soll, wurde von der für die Beteiligung eintretenden Fraktion wiederholt als Argument das Beispiel Finnlands angeführt. Der fast gleichzeitige Erwerb der amerikanischen Hornet-Jäger der beiden Länder fand ebenfalls breite Öffentlichkeit. Die, im Vergleich zu den Schweizerinnen, als beispielhaft verstandene Stellung der finnischen Frau ist oft Gegenstand der Berichterstattung. Kein Wunder also, daß die in der Schweiz mit Abstand bekannteste finnische Person Elisabeth Rehn ist, die einzige Verteidi-

gungsministerin der Welt. Die Weite, die Seen und die einsamen Wälder bilden einen zentralen Teil des romantischen Finnlandbildes der Schweizer. Alles in allem kennt man Finnland unter der deutschsprachigen Bevölkerung der Schweiz besser als Norwegen, Dänemark oder Schweden, von Portugal oder Irland ganz zu schweigen.

Noch eines: Die Erteilung einer Niederlassungsbewilligung dauert bei Ausländern, Amerikaner, Österreicher und Deutsche einbegriffen, zehn Jahre. Die Finnen erhalten sie bereits nach einem unbescholtenen Aufenthalt von fünf Jahren und der Entrichtung von Steuern während dieser Zeit. Die Tatsache, daß diese Ausnahmeregelung auch bei den Schweden und Norwegern Anwendung findet, macht diese Information nicht weniger interessant.

Man kann jedoch davon ausgehen, daß sich die Gründe, die diese Eindrücke entstehen ließen, ändern werden. Es ist natürlich wahr, daß auch in Zukunft der finnische Sommer warm und der Winter schneereich sein werden. Für die geographische Lage können wir nichts. Aber die neuen Technologien, die Reisegewohnheiten und die Veränderungen in Europa ändern den Blickwinkel, von dem aus man Finnland bisher betrachtet hat.

Nachdem jährlich mehr als 1,2 Millionen Finnen Pauschalreisen ins Ausland buchen, 12 Millionen Personen im Fährverkehr zwischen Finnland und Schweden gezählt werden und der mitteleuropäische Touristenstrom wieder mehr und mehr nach Norden fließt, kann man nicht gerade von Abgeschiedenheit und Entlegenheit sprechen.

Der freie Wettbewerb beeinflusst überraschenderweise auch die Phantasie: so ist die Vorstellung – hervorgerufen durch den Preis für einen Flug Helsinki–Zürich–Helsinki, der noch vor wenigen Jahren teurer war als ein vergleichbarer Flug nach New York – Finnland sei ein weit entferntes Land nun beseitigt.

Ein bedeutender Teil des Warenverkehrs zwischen Rußland und dem übrigen Europa wird wieder über die nördliche Route, über Finnland, abgewickelt. Das ist nicht nur der sicherste und schnellste, sondern überraschenderweise auch der kürzeste Verkehrsweg. Der Wachstumszuwachs finnischer Häfen ist enorm. Die geographische Nähe hat neben der intakten Infrastruktur viele Unternehmen, die ihre Aktivitäten im Baltikum, in St. Petersburg und im westlichen Rußland verstärken wollen, nach Helsinki gelockt. Isoliert und abgelegen waren die Finnen vielleicht zur Zeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe, als Mobiltelefone noch nicht über Satelliten „Menschen verbanden“. Diese Zeiten sind vorbei.

Was vom traditionellen Ausgangspunkt des Finnlandbildes übrigbleibt, ist die geographische Nähe Rußlands. Und diese – noch mehr als die bereits erwähnten – gleichbleibenden Faktoren – haben das Finnlandbild im Ausland geprägt. Finnland war in den Augen der westlichen Öffentlichkeit und in der Phantasie der Menschen immer schon der Sklave seiner Ostgrenze.

Und **jetzt**, liebe Freunde, möchte ich Sie, wie versprochen, zu einem Rock-Konzert mitnehmen. Genauer, zum gemeinsamen Auftritt der finnischen Leningrad Cowboys und des russischen Chors der Roten Armee im Berliner Lustgarten am 18. Juni dieses Jahres.

Die Zahl der Zuschauer belief sich nach Schätzungen der Polizei auf etwa 50.000 Personen. Junge Berliner, die gekommen waren, um ihre Lieblingsband zu hören. Trotz des zeitweiligen Nieselregens schien es niemand nach Hause eilig zu haben.

Links und rechts der Bühne standen riesige Mobiltelefonatruppen, auf deren Bildschirmen auch das weiter hinten stehende Publikum das Geschehen auf der Bühne mitverfolgen konnte. Über den Hauptsponsor des Konzerts konnte sich niemand im unklaren sein. Die Bildschirme zeigten immer wieder die Botschaft: „Nokia – connecting people“.

Am selben Wochenende marschierten die Paradetruppen der drei westlichen Besatzungsmächte zum letzten Mal durch Berlin. Die Russen waren zur Parade nicht eingeladen worden. Obwohl aus den Truppen der Sowjetunion schon viel früher Truppen des neuen, nach Demokratie strebenden Rußland geworden waren, stellten sie trotzdem eine direkte Fortsetzung der Besatzungsarmee dar, die Europa fast fünfzig Jahre lang im Griff gehabt hatte.

Bei der Parade waren die Russen also nicht zu sehen, wohl aber auf der Bühne. Die Berliner Polizei hatte sich auf die Warnungen der Rechtsradikalen und der Skinheads eingestellt, nach denen diese das Konzert im Lustgarten stören würden, aber alles verlief ohne die geringste Störung. Ein Transparent in der wogenden Publikumsmasse, auf dem Rußland aufgefordert wurde, Karelien den Finnen zurückzugeben, war die einzige politische Stellungnahme.

Allen Anwesenden war völlig klar, worum es hier ging. Eine Grenze und die Verschiebung dieser Grenze. Mit den letzten Russen wurde sie endgültig von Berlin an die Ostgrenze Polens verlegt.

In der Stimmung war Erleichterung und Freude darüber zu verspüren, daß jetzt alles vorbei ist. Präsent war auch eine Tiefe und ein Ernst, die mit dem Begreifen einer bedeutenden historischen Phase verbunden sind, damit, daß man als Anwesender Teil seiner Zeit und dieser Kette der Ereignisse ist. Die Reaktion dieser fünfzehn bis achtzehnjährigen Deutschen zu sehen, verschlug einem die Sprache.

Die Tatsache, daß der Hauptsponsor des Konzertes ein riesiger elektronischer Industrie-Konzern war, weckte mancherlei Gedanken. Der Werbespruch der Mobiltelefone „Connecting people“ erreichte während der Vorstellung Dimensionen und errang eine solche Intensität, wie es die Texter des Spruches wohl kaum beabsichtigt hatten. Die sich ständig wiederholende Information auf dem Bildschirm stellte eine lebendige Mahnung daran dar, wie schwierig die moderne Nachrichten-Elektronik Zwangssysteme gemacht hat. Eine zentrale Ursache für den Zusammenbruch der Sowjetunion und den Abzug der russischen Truppen aus Berlin war der grenzüberschreitende Informationsfluß. Die Tatsache, daß das finnische Elektronik-Unternehmen Nokia die Menschen miteinander verband, war eine Selbstverständlichkeit. Mindestens fanden die Finnen, daß ihnen diese Rolle immer zustand.

Die Berliner Mauer, die die Welt teilte, sitzt tief in der Seele der europäischen Erwachsenen. Wir sind noch für lange Zeit Gefangene unserer eigenen Einstellungen.

Die Jugend im Lustgarten hingegen – oder wo auch immer – in ihrem Bewußtsein entwickelt sich und wächst hingegen bereits ein neues Bild von dieser Welt, von Europa und von Finnland. Die Einstellung der Jugend ist frei von Vorurteilen.

Der Zweite Weltkrieg und die Berliner Mauer wandeln sich in ihrem Bewußtsein allmählich zu historischen Ereignissen. Mit ihnen verbinden sich keinerlei Gefühlsaufwallungen.

Finnland und Rußland sind, wo sie immer gewesen sind. Auch in der Zukunft. Mit der Demokratisierung Rußlands, mit dem Übergang zu einem Rechtsstaat nimmt jedoch auch diese Grenze neue Formen und Inhalte an. Die Dramatik, die sich mit dieser Nachbarschaft verband, und deren Gefangener Finnland Zeit seiner Geschichte gewesen ist, wandelt sich. Sie verliert ihre Bedeutung. Die Grenze wird genauso uninteressant wie jede andere derzeitige Grenze zweier europäischer Staaten.

Diese Entwicklung des Finnlandbildes sollten neben den Finnen auch alle im deutschsprachigen Europa lebenden Menschen feiern. ■

Els Oksaar

Prof. Dr. Dr. h. c. mult., geb. 1. 10. 1926, Studien in Germanistik, Anglistik und Slavistik, Univers. Stockholm, Allgemeine Sprachwissenschaft, Germanistik,



Phonetik und Kommunikationswissenschaft Univers. Bonn. Promotion in Germanistik 1953, Habilitation 1958 (Stockholm). Bis 1967 Privatdozentin und a. o. Professorin für Germanistik, Leitung d. Abteilung Sprachsoziologie u. pol. Linguistik Univers. Stockholm. 1965 Gastprofessorin Univers. Hamburg und 1967 Australian Nat. Univers. Canberra, 1976–91 Ord. Prof. f. Allg. u. Vergl. Sprachwissenschaft Univers. Hamburg, seit 1967 Leiterin der Forschungsstelle f. Sprachkontakte u. Mehrsprachigkeit Univers. Hamburg, mehrere internat. Forschungsstipendien, Leitung internat. sprachwissensch. For-

schungsprojekte, 1987–94 Mitglied des Wissenschaftsrates der Bundesrep. Deutschland, Mitglied mehrerer wissenschaftl. Akademien im In- und Ausland, u. a. d. Finn. Akademie der Wissenschaften, über 300 wissenschaftliche Publikationen.

Zur Regelung der Sprachenfrage im erweiterten Europa

Europa ist ein Kontinent im dynamischen Umbruch. Die grundlegenden wirtschaftlichen, sozialen und politischen Veränderungen, die es für die Mitgliedsstaaten der Europäischen Union gibt und geben wird, haben Hoffnungen, Erwartungen, aber auch Befürchtungen hervorgerufen. Der gemeinsame Europäische Binnenmarkt und die beruflichen Mobilitätsmöglichkeiten werfen noch eine Reihe von Fragen auf, auch was die gegenseitige Verständigung betrifft. Zollbarrieren werden abgeschafft, was geschieht aber mit Sprachbarrieren? Hat man überhaupt an sie gedacht? Die kommunikativen Probleme, genauso wie die Frage der Bildung und Kultur im allgemeinen, scheinen im Prozeß der Europäischen Integration hinter wirtschaftlichen Überlegungen weit zurückzustehen.

Und damit bin ich beim Thema meines Vortrages. Ich möchte es in drei Abschnitten behandeln.

Erstens werde ich, auf die Funktionen der Sprache kurz eingehend, die Problematik von Integrationsprozessen beleuchten. *Zweitens* werde ich dann, auf dem Hintergrund der sprachlichen Situation Europas, auf die Sprachprobleme – Kommunikationsprobleme – der europäischen Integration und der Europäischen Union eingehen und *drittens* einige Vorschläge auf dem Gebiet der Sprachenpolitik Europas machen.

Nur kurz möchte ich einleitend darauf hinweisen, daß Sprache nicht nur das wichtigste Ausdrucks- und Kommunikationsmittel einer Gesellschaft ist – ohne Sprache gibt es keine soziale Organisation, kein Gemeinschaftsleben –, sondern daß sie auch selbst ein gruppenbildender und gruppenkennzeichnender Faktor ist. Sprache ist aber auch der wichtigste Faktor der ethnischen Identität. Jegliche Integrationsbestrebungen müssen das berücksichtigen.

Schon Wilhelm von Humboldt hat darauf hingewiesen, daß die wirklichen Unterschiede nicht so sehr in der Verschiedenheit der Laute und der Lautkörper liegen, sondern in der Verschiedenheit der Weltansichten, oder, um mit Karl Kraus zu reden: „Die Welt ist durch das Sieb des Wortes gesiebt.“ Ein Beispiel: Der Deutsche sagt *Großmutter* und *Großvater*, der Schwede kann diese Verwandtschaftsbeziehung nur ausdrücken, indem er vom Standpunkt des Deutschen aus mehr Information gibt als notwendig. Er sagt *mormor* „Muttermutter“ oder *farmor* „Vatermutter“, *morfar* „Muttervater“ oder *farfar* „Vatervater“, es fehlt das allgemeinere Wort. So kann es auch leicht geschehen, daß man das in einer fremden Sprache Gehörte oder Gelesene von den muttersprachlichen semantischen Strukturen aus interpretiert. Dies wird nicht selten bei den sog. internationalen Fremdwörtern deutlich, die nicht ohne Grund auch „falsche Freunde“ genannt werden. Wenn wir wissen, daß die Inhaltssphären von deutsch *Zivilisation* und englisch *civilization* einander nicht decken, und daß auch deutsch *Kultur* und

englisch *culture* voneinander wesentlich abweichen, dann müssen wir ganz besonders hellhörig sein, wenn gedolmetscht und übersetzt wird.

Da es beim europäischen Integrationsprozeß ja letzten Endes um Völker und nicht um Strukturen geht, ist es wichtig, ihre Sprach- und Kommunikationskultur zu kennen. Die Sprachwissenschaft hat sich mit dem letzteren wenig beschäftigt und nicht thematisiert, daß Sprachbeherrschung stets auch kulturelle Aspekte umfaßt. Spracherwerb ist *kulturelles Lernen*. Man erwirbt mit der Muttersprache nicht nur die Beherrschung der Aussprache, des Wortschatzes und der grammatischen Regeln. Man erwirbt auch kulturell bedingte kommunikative Verhaltensmuster, die das regeln, *was man wem wann, wie und warum* sagt. Je nach Sprachgemeinschaft ist dies unterschiedlich, genauso wie die Gestik und Mimik, die ebenso informationstragend sein können.¹ Mit der Sprache zusammen erwirbt der Mensch stets auch soziale Normen und Verhaltensweisen sowie kulturelle Tradierungen. Sprachen sind u. a. verglichen worden mit Schlüsseln zur Welt. Je größer der Schlüsselbund, desto mehr Türen können geöffnet werden, desto mehr Möglichkeiten zum Kontakt ergeben sich für die Menschen. Aber man übersieht dabei leicht etwas Wesentliches: Hinter jeder Tür kann sich ein sehr glattes Parkett befinden, auf dem die Ausrutschgefahr groß ist, wenn man nicht weiß, wie man sich zu bewegen hat. Denn die Kultureme und Behavioreme, die unser kommunikatives und somit auch sprachliches Verhalten steuern, sind von gesellschaftlichen und kulturellen Faktoren abhängig. Beherrscht man sie nicht, entstehen Verständigungsschwierigkeiten, die zu Mißverständnissen, Konflikten und Vorurteilen gegenüber anderen Bevölkerungsgruppen führen können. Bei zunehmenden Kontakten im multikulturellen Europa kann es noch mehr kommunikative Beinbrüche geben als bisher. Ein Beispiel aus früheren Zeiten:

Auf der Haag-Konferenz im Jahre 1929 über den Young-Plan, berichtet Paul Schmidt, hatte der englische Schatzkanzler Philip Snowden von dem französischen Finanzminister gesagt: „Was Herr Chéron hier soeben vorgebracht hat, ist lächerlich und grotesk.“ Er sagte *ridiculous and grotesque*, das wurde übersetzt als *ridicule et grotesque*. „Es war ein Zwischenfall erster Ordnung. Die Sitzungen wurden ausgesetzt, die Franzosen verlangten eine Entschuldigung. Die Pariser Presse tobte.“²

Was die Franzosen nicht wußten, war, daß auf englisch „lächerlich und grotesk“ längst kein so schwerwiegender Ausdruck sei wie in den kontinentalen Sprachen. Deshalb kann man *ridiculous and grotesque* nicht mit „*ridicule et grotesque*“ übersetzen. Denn im englischen Unterhaus konnte der Ausdruck verwendet werden, ohne eine Beleidigung zu sein.

Dies ist ein gutes Beispiel auch für diejenigen, die mit der leichten Übersetzbarkeit der europäischen Amtssprachen argumentieren.

Wir fassen diesen ersten Abschnitt zusammen, indem wir feststellen: Eine Sprache strukturiert und interpretiert die Welt und ermöglicht Kontakt. Sie verbindet nach innen, schafft Identität, sie trennt die Sprachträger von außen ab, von anderen Sprachgemeinschaften. Sie identifiziert und integriert.

Dies führt uns nun direkt zur kommunikativen Problematik der europäischen Integrationsprozesse und der Europäischen Union. Wir sind beim zweiten Teil unserer Betrachtung. Ich möchte diesen Teil mit den Aussagen von zwei berühmten Europäern einleiten: Jean Monnet und François Mitterand.

Jean Monnet, einer der geistigen Väter der Europäischen Union, der, wie Robert Schumann, sich dessen bewußt war, daß das Ideal, ein Europa der Bürger, ein Europa ohne Grenzen schwierig zu verwirklichen ist, sagte in einer seiner späteren Reden: „Wenn ich noch einmal anzufangen hätte, würde ich nicht mit der Wirtschaft, sondern mit der Kultur beginnen.“³

François Mitterand betonte in seiner Rede in der Paulskirche, anläßlich der Verleihung der Frankfurter Ehrenbürgerschaft im Jahre 1986, daß Europa neben einem einheitlichen Binnenmarkt auch zu einem „freien Markt der Gedanken und Ideen“ werden müsse. Dazu sei es vor allem notwendig, sprachliche Grenzen zu überwinden.⁴ – Aber *wie*, darüber erfahren wir nichts.

Die beiden Aussagen lassen den Schluß zu, daß die zentrale Frage – Kommunikation und Verständigung – den Vätern und Müttern der Europäischen Integration nicht so wichtig war, wie sie es verdient hätte. Sie haben die Sprachenfrage des Binnenmarktes nicht thematisiert. Aber auch die weitere Planungsgeneration hat es versäumt, sich mit dieser Frage ernsthaft zu

befassen. Da es nicht möglich ist, Sprache von gesellschaftlichen Prozessen zu lösen – im Gegenteil, diese werden erst durch die Sprache möglich –, nimmt es wunder, daß in den Diskussionen im Problembereich der europäischen Einigung die Frage der sprachlichen Eigenarten der Völker und ihres kulturellen Erbes vernachlässigt worden sind. Wenn EG auch am Anfang EWG war – Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, und die Diskussionen vorwiegend auf der technisch-wirtschaftlichen und politischen Ebene geführt wurden, darf nicht vergessen werden, daß jegliche Art von Integration auch immer eine ganze Reihe von linguistischen Fragen zu bewältigen hat. Die Situation auf der Welt-Szene hätte gute Möglichkeiten zur Hypothesenbildung gegeben. Mit der Verbreitung der internationalen Sprachen wie Englisch und Französisch und der Entwicklung einer Reihe von neuen selbständigen Staaten sind die Probleme der Einstellung der Menschen gegenüber den Sprachen sehr wichtig geworden. Und zwar vom Nationalen her gesehen als auch aus der internationalen Perspektive.

Heute, im Zeitalter der besonders lebhaften Verbindungen zwischen den Völkern, durch Massenmedien und durch den weltweiten Tourismus, durch politisch und ökonomisch bedingte Völkerwanderungen und andere Mobilitätsgründe finden wir bei verschiedenen Völkern legitime Wünsche, Sprachen zu lernen, die ihnen eine breitere internationale Kommunikation ermöglichen. Andererseits gibt es einen wachsenden nationalen Stolz auf die eigene, von anderen abweichende Sprache und Kultur. Diese Dualität: einerseits *Nationalität* und *Selbstbestimmung der Völker* und andererseits *Internationalität* müssen wir im Auge behalten, wenn wir die Rolle und die Situation der Sprache in einem internationalen Integrationsprozeß betrachten. In der europäischen Einigung haben wir einen derartigen internationalen Prozeß; fast jedes Land in Europa hat aber auch selbst Minoritäten und *intranationale* Integrationsprobleme. Nicht nur das Gastarbeiterproblem erinnert daran, auch die Konflikte im Elsaß, in der Bretagne, in Okzitanien, auf Korsika, in Wales weisen darauf hin.

Die sprachliche Situation Europas heute ist in vieler Hinsicht einzigartig, und sie ist weitaus komplexer, als man zunächst vermuten würde. Wir haben es mit der Tatsache zu tun, daß in den meisten Fällen die politischen und sprachlichen Grenzen übereinstimmen. Die 70 bis 80 Sprachen – oder auch die mehr als 100 Sprachen, je nachdem wie man Dialekt und Sprache definiert –, die nationale Gruppen der rund 700 Millionen Menschen in Europa vereinen, können als Barrieren gegen jegliche Art von Integration angesehen werden. Auffallend ist jedoch, daß mehr als die Hälfte der Bevölkerung unseres Kontinents lediglich fünf Sprachen sprechen, abgerundet: Russisch (100 Millionen), Deutsch (92 Millionen), Französisch (55 Millionen), Englisch (58 Millionen), Italienisch (56 Millionen).

Die heutigen 12 Mitgliedsstaaten der EU haben zusammen über 280 Millionen Einwohner. Sind diese Staaten bereit, etwas in ihrer gegenwärtigen sprachlichen Lage zu ändern? Sind sie sich überhaupt der Problematik bewußt? Diese Frage kann man nicht ohne weiteres beantworten. Die sprachliche Situation dieser Staaten ist aber nicht statisch. Staaten, die – wie Deutschland und Schweden – Generationen hindurch von ihren Einwohnern als einsprachig angesehen worden sind, gerieten nach dem Zweiten Weltkrieg in eine andere Lage. Etwa 5 Millionen ausländische Arbeitnehmer in der Bundesrepublik Deutschland und über eine Million in Schweden haben diese zu mehrsprachigen und mehrkulturellen Regionen gemacht. Offiziell sind sie einsprachige Staaten, das heißt, sie haben nur eine offizielle Sprache, gleich wieviele Sprachen sonst in ihren Grenzen gesprochen werden. Offiziell zweisprachig sind in Europa Belgien, Irland und Finnland (interessant gerade Finnland: die schwedischsprachige Bevölkerung macht heute nur 6% der 5 Millionen Einwohner aus).

Spricht man über die sprachliche Struktur Europas, darf man die zwei- und mehrsprachigen Minoritäten in offiziell einsprachigen Staaten nicht vergessen: die Waliser und Schotten in Großbritannien, die Friesen in Holland, die Friesen, Dänen und Sorben in der Bundesrepublik Deutschland, die Bretonen, Basken und Provenzalen in Frankreich, die Samen in Norwegen, Schweden und Finnland, um nur einige zu erwähnen. Nicht nur in diesen Staaten, sondern überall, wo es Minoritäten gibt, kann die gegenwärtige Lage charakterisiert werden mit der Feststellung, daß, „wenn eine Gruppe im kulturellen Kontakt mit einer anderen steht, die Funktionen, die früher einer Sprache zukamen, zwischen zwei oder mehr geteilt werden.“⁵

Dieser, für die europäischen Staaten repräsentative Prozeß, eröffnet neue Perspektiven. Er zeigt, daß soziale, wirtschaftliche und politische Integration als eine vereinheitlichende Kraft

in der intra- und internationalen sprachlichen Vereinigung wirkt. Diese Fragen sind deshalb von Interesse, weil Länder, die heute Minoritätsprobleme haben, in der sprachlichen Perspektive der europäischen Einigung selber den Status von Minoritäten haben könnten, obwohl sie theoretisch denselben Status haben.

Schon hier können wir Spannungsverhältnisse feststellen, die ganz natürlich entstehen, wenn in ein und demselben Land mehrere Vereinigungsströmungen stattfinden. Das Gefühl von Solidarität und enger Zusammengehörigkeit, das eine Sprache schafft, ist für politische Zwecke ausgenutzt worden, besonders um den Nationalismus zu verstärken. Dabei hat man die juristische und die sprachliche „Staatsangehörigkeit“ häufig nicht auseinandergelassen. Von einem Deutschen erwartet man, daß er Deutsch spricht, von einem Schweden Schwedisch – und nicht selten hört ein Ausländer, er solle die Sprache des Landes sprechen. Aber eine sprachliche und eine politische Gemeinschaft brauchen sich nicht zu decken: die Schweiz und Belgien, ebenso das ehemalige Jugoslawien und Kanada – um nur einige zu nennen – sind Staaten ohne entsprechende Sprache.

Aber gerade in Belgien, einem Land mit zwei offiziellen Sprachen – Französisch und Niederländisch –, zeigen die ernsthaften Konflikte zwischen den französisch sprechenden Wallonen und den niederländisch sprechenden Flamen, in welcher Weise die Sprache als ein Faktor von Macht und Prestige zu Konflikten Anlaß geben kann. „Im Norden des Landes ist Holländisch die Sprache der Verwaltung und die Sprache in allen öffentlichen Schulen. Im Süden wird in derselben Funktion nur Französisch verwendet. Alle nationalen Fragen werden in zwei Sprachen veröffentlicht. Die Hauptstadt Brüssel und ihre unmittelbare Umgebung sind der einzige Teil des Landes, der einen bilingualen Status hat, mit französischen und niederländischen Schulen. Keine der Gruppen scheint motiviert zu sein, die Sprache der anderen zu lernen, um eine auch de facto zweisprachige Nation zu bilden. Die französisch sprechenden Wallonen im Süden sehen nicht ein, warum sie die zweite offizielle Sprache, Niederländisch, lernen sollten, da Französisch ja eine internationale Prestigesprache ist. Die Flamen ihrerseits sehen wiederum nicht ein, warum sie die ganze Kommunikationslast tragen sollten, insbesondere da sie rund 60 % (5,5 Millionen) der Bevölkerung ausmachen und auch wirtschaftlich ein wichtiger Faktor sind.“⁶

Zeichnet es sich hier im kleinen ab, was im vereinigten und erweiterten Europa geschehen könnte? Die Frage ist berechtigt. Bei einer derartigen Frage muß man ausfindig machen, wie andere ihre Sprachkonflikte zu lösen versuchen. In Indien, einem mehrsprachigen Staat mit einer offiziellen Sprache (Hindi), hat es häufig Sprachenkämpfe gegeben, weil Hindi nur von einem Drittel der Einwohner gesprochen wird und ernsthafte Konflikte entstehen, wenn man Hindi zu einer nationalen Sprache erheben will. Denn Indien hat eine sehr große Zahl von Sprachen, die sich in 12 Gruppen von indoeuropäischem oder dravidischem Ursprung zusammenfassen lassen. Auf der Ebene der Grundausbildung werden fast alle Minoritätensprachen verwendet, in der höheren Ausbildung kann Hindi sich aus historischen Gründen gegenüber dem Englischen nicht behaupten. Englisch ist aber nicht nur die Brücke im Land, sondern auch die Brücke nach außen.

Modelle sind nie übertragbar, wenn man mit Menschen und Sprachen zu tun hat; denn jede Sprachgemeinschaft hat ihre eigene Geschichte, ihre eigene soziokulturelle Motivation, ihre eigene Zukunftsdynamik. Aber man kann über sie nachdenken. Auch darüber, was Indira Gandhi 1967 über die indische Sprachenpolitik geäußert hat. Sie sagte: „In der heutigen Welt können wir es uns nicht leisten, in der Isolation zu leben. Darum sollte man drei Sprachen haben: eine regionale, eine nationale und eine internationale.“⁷ Haben die Vorkämpfer der europäischen Integration sich je Gedanken darüber gemacht? In Walter Hallsteins Arbeit „United Europe – Challenge and Opportunity“ finden jedenfalls sprachliche und kulturelle Fragen keine Aufmerksamkeit. Wenn es sich um Sprachenfragen in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft handelte, dachte man an die Regelung in den Verwaltungsorganen, vgl. die Verordnung vom 15. 4. 1958, Art. 1 „Die Amtssprachen und die Arbeitssprachen der Organe der Gemeinschaft sind Deutsch, Französisch, Italienisch und Niederländisch“. Jetzt gibt es 9 Amtssprachen, wie von Donat festgestellt, sind diese „für den externen Verkehr, für die tägliche Arbeit innerhalb der Behörden sind 3 Arbeitssprachen vorgesehen“.⁸ Deutsch ist eine davon, in der Praxis aber sind es Französisch und Englisch, in Brüssel dominiert Französisch.

Geschrieben wird laut von Donat nur Französisch/oder Englisch, gesprochen wird in allen Amtssprachen.

Was geschieht in der EU im Hinblick auf die Erweiterung? Das Europäische Parlament (Bericht des Institutionellen Ausschusses vom 21. 5. 1992) geht davon aus, daß „die Wahrung der kulturellen Vielfalt und die Rechtssicherheit es gebieten, daß die Landessprachen in der Europäischen Union Amtssprachen der Europäischen Union sind“, ferner, daß „jeder Bürger und jeder Abgeordnete das Recht hat, in seiner Landessprache in den Institutionen der Union gehört zu werden und sich in dieser Sprache über die Unionspolitik und die -gesetzgebung zu unterrichten.“

Im Bericht wird aber auch festgestellt, daß es notwendig sei, bedingt durch die Erhöhung der Zahl der Amtssprachen, „Vereinbarungen über eine Beschränkung der Zahl der Arbeitssprachen für den internen Gebrauch zu treffen, je nach den Bedürfnissen der Institutionen. „Für die Kommission können z. B. eine oder zwei, für den Rat drei oder vier und für das Parlament vier und mehr Arbeitssprachen festgelegt werden.“ Der Grund ist folgender: „Zur Zeit wird in den jährlich rund 10.000 Sitzungen der Gemeinschaftsorgane in die neun Amtssprachen gedolmetscht. Neun Sprachen ergeben 72 Kombinationen beim Dolmetschen. Das erfordert für jede einzelne Sitzung 27 Dolmetscher. Berechnungen für dreizehn Sprachen ergeben 156 mögliche Kombinationen. Dafür müßten 42 Dolmetscher pro Sitzung eingesetzt werden.“ Bei sechzehn Sprachen würde die Sitzung eines einzigen Ausschusses (bei 240 Kombinationen) 54 Dolmetscher erfordern. Fazit: „Die Verwendung aller Amtssprachen in einer erweiterten Union ist ... nicht mehr zu organisieren.“

Dies führt uns direkt zur Frage des notwendigen, aber gleichzeitig problemreichen Dolmetschens und Übersetzens. Zur Zeit sind fast 4.000 Mitarbeiter im Sprachendienst der EU tätig. Dolmetschen und Übersetzen können stets gewisse Perspektivenverschiebungen des im Original Gemeinten verursachen, sie treffen nicht den ganzen Inhaltsrahmen.

Wir haben schon oben auf die unterschiedliche Strukturierung der Welt durch Sprachen hingewiesen. Hier einige etwas abstraktere Beispiele: Dem deutschen Kompositum *Eignungsprüfung* entspricht der englische zweigliedrige Ausdruck *eliminating test*. Im Deutschen handelt es sich um den Nachweis einer Befähigung, im Englischen steht der Auslesecharakter der Prüfung im Mittelpunkt. In juristischen Texten steht dem deutschen Wort *Belastungszeuge* das englische *witness for the prosecution* gegenüber. Im Deutschen handelt es sich um eine Bezeichnung, die aus der Sicht des Angeklagten her stammt, im Englischen ist es die Sicht des Anklägers, es bedeutet „Zeuge der Anklage“. Wo der Engländer in juristischen Texten *control* verwendet, steht im Deutschen häufig *Verfügungsgewalt*. Und für den Franzosen, um noch ein Beispiel aus dem Bereich der Konnotationen zu geben, hat *richterliche Gewalt* bedrohlichere Nuancen als *pouvoir judiciaire*.

Es darf aber auch die Tatsache nicht außer acht gelassen werden, daß gewisse rhetorisch eingesetzte Mittel wie Anspielungen, Metaphorik, Humor und Ironie selten treffend übersetzbar sind, und dem Dolmetscher unüberwindbare Schwierigkeiten bereiten können. Auch Nonverbales wie Gestik und Mimik gehört zu dieser Kategorie.

Die Problematik liegt aber auch in dem Zeitfaktor. Die Richtlinien und Verordnungen müssen in den EU-Institutionen nicht nur in den 9 Sprachen, sondern auch zu gleicher Zeit veröffentlicht werden, um das Gleichberechtigungsprinzip zu gewährleisten. Daß die Praxis häufig anders aussieht, darüber wissen die Betroffenen zu berichten. Auf der Tagung des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim, 1992, wurde in der Podiumsdiskussion über das Deutsch als Verkehrssprache in Europa u. a. folgendes festgestellt. 60% der Gesetze, die die deutsche Wirtschaft betreffen, gehen von Brüssel aus. Es kann vorkommen, daß die deutsche Fassung einer die Wirtschaft betreffende Richtlinie erst mehrere Wochen nach der französischen und englischen vorliegt. Dies verursacht der deutschen Wirtschaft Wettbewerbsnachteile.⁹

Wir sind in unserer Argumentation an einem Punkt angelangt, an dem, was die Sprachen betrifft, der Zwiespalt zwischen Nationalität und Internationalität besonders deutlich wird. Eine Integration ist nicht möglich, ohne daß Sprachen und Kulturen beeinflußt werden. Fordert die europäische Integration als Preis die sprachliche und kulturelle Vielfalt der Nationen? Es wird in Sonntagsreden stets betont, daß das nicht der Fall sein werde, aber nie gezeigt, wie

sie erhalten bleiben können. Meine Antwort ist ebenso nein, aber nur wenn man die Probleme erkennt, die durch Sprache und Kultur entstehen können, sofern Sprache und Kultur im Bereich der politischen und wirtschaftlichen Interessen unberücksichtigt bleiben; und wenn man die psychologischen und soziologischen Belange der Völker erkennt und die Spannung zwischen Einheit und Vielfalt positiv auszunutzen weiß. Damit bin ich aber bereits auf der Schwelle des dritten und letzten Abschnittes meines Vortrages.

Was brauchen wir? Wir brauchen zunächst eine zunehmende Mehrsprachigkeit in Europa. Das würde ermöglichen, daß die ohnehin vorhandene Tendenz, eine der größeren internationalen Sprachen, Englisch, zu Hilfe zu nehmen, wenn man einander nicht versteht, bewußt zur Lösung der Europakommunikation herangezogen wird. Wir brauchen eine – oder auch mehr als eine, wenn die Mehrsprachigkeit, die ja nie Gleichsprachigkeit ist, in Europa zugenommen hat – europäische Kommunikationssprache und natürlich auch als EU-Arbeitssprache. Ein neuer Konflikt wird natürlich entstehen, wenn man entscheiden soll, welche Sprachen sich dazu eignen. Aber die Lage, daß alle Mitgliedssprachen in allen Europafragen verwendet werden, würde den Bürokratismus und den Übersetzungsaufwand auf die Spitze treiben. Werden nicht neue, flexible Lösungen gefunden, werden wir bald vor einer Situation stehen, in der es ja nicht nur um die jeweiligen Landessprachen allein, sondern auch um die Minderheitensprachen geht. Es hat ja nicht an Konfliktstoff gefehlt: ein häufig zitiertes Beispiel ist der Auftritt des walisischen Europa-Abgeordneten Robert Thomas Ellis in der Kulturdebatte des Europäischen Parlaments im Januar 1979. Er sprach auf walisisch. Da die Dolmetscher machtlos waren, forderte der Sitzungspräsident den Abgeordneten Ellis auf, sich einer der Amtssprachen zu bedienen! – Und schon werden Stimmen laut, daß man sich für die EU neben den jeweiligen Landessprachen auch für die Verwendung der Minderheitensprachen und der zweiten Landessprache einsetzen sollte: Friesisch, Gälisch, Katalanisch, Okzitanisch, Bretonisch, Baskisch, Korsisch, Niederdeutsch, Sorbisch, Sardisch, Walisisch. Denn die Privilegierung der Nationalsprachen der EU führt zur Diskriminierung der Regionalsprachen. „Niemandem sollte es untersagt sein, im Europäischen Parlament seine Muttersprache zu sprechen.“ So stand es schon in einem Bericht der Straßburger Tagung über „Sprachen und europäische Zusammenarbeit“, die im April 1980 im Straßburger Europaparlament stattfand.¹⁰

Wir brauchen also eine gemeinsame europäische Kommunikationssprache! Dieser Gedanke ist keineswegs neu. Aber welche der sogenannten „power and prestige languages“ würde die geeignetste sein? Es sind vor allem Sprachen wie Englisch, Französisch, Deutsch. Ihr Prestige als Kommunikationsmittel ist garantiert durch die politische und industrielle Macht der Völker, die sie als Nationalsprachen benutzen.¹¹

Um die Frage zu beantworten, muß man pragmatisch vorgehen. Der zunehmende Einfluß des Englischen als Kontaktsprache der *Welt*, besonders nach dem Zweiten Weltkrieg, macht aus ihm einen ernstesten Kandidaten für diese Rolle. Nicht nur die westeuropäischen Nationen, sondern auch Rußland verwenden Englisch als Zweitsprache. Laut Schätzung des Sprachwissenschaftlers Décsy, vor schon 20 Jahren, konnte man davon ausgehen, „daß das Englische als europäische Zweitsprache von rund 500 Millionen Menschen akzeptiert und in bestimmten Funktionen verwendet werden könnte.“¹² Heute wird die Zahl noch größer sein.

Warum tun sich die Gremien der EU so schwer mit dieser Frage? Warum gibt es im Europäischen Parlament nicht eine einzige, die Bürokratie erleichternde Arbeitssprache? Wie wir gesehen haben, ist man sich ja dessen bewußt, daß die Lage prekär ist und daß sie durch die Erweiterung der EU noch schwieriger wird. Ich glaube, weil sie das Problem zunächst nur national und nicht international sehen! National gesehen würde die Prestigefrage hier fast unüberwindbar sein. Wer von den „Großen“ möchte nicht eine sprachliche Vormachtstellung haben und diese dem anderen nicht gönnen, obwohl es ja gerade im Bereich der Arbeitssprachen um Zweckmäßigkeit der Mittel geht. Für eine gemeinsame Arbeitssprache und europäische Kommunikationssprache spricht ihre Zweckmäßigkeit: die gegenseitige Verständigung wird erleichtert und Informationsvermittlung vereinfacht.

Englisch käme nicht in Frage, wird verlautbart, denn dann dominiere ja die Sprache eines Mitgliedsstaates. Aber gerade ein vereinigt Europa muß ja internationale Überlegungen anstellen. Diese schließen die nationalen nicht aus, im Gegenteil, sie können sie verstärken. Die Nationalsprachen, die Muttersprachen werden ja dadurch nicht abgeschafft. Sie können

auch nicht ersetzt werden – das dürfte durch den ersten Teil meines Vortrages, in dem die Funktionen der Sprache thematisiert wurden, deutlich geworden sein. Denn sie kommen nicht in gleichen Situationen vor und haben nicht dieselbe Funktion. Statt einer Entweder-Oder-Mentalität müßte man sich in Europa an die für die gemeinsame Zukunft notwendige Sowohl-als-auch-Einstellung halten.

Daß die Vorteile einer einzigen Arbeitssprache in der Politischen Union durchaus eingesehen werden, zeigen die von Zeit zu Zeit geführten Debatten zugunsten von Esperanto, mit dem Gegenargument, es würde „einige Generationen dauern, bis die Kenntnis des Esperanto Allgemeingut der Bürger der Gemeinschaft geworden wäre“, und der Feststellung, Englisch würden sie schneller lernen.¹³

Merkwürdig ist diese Lage schon. Denn gerade die Länder, die Englisch als Wissenschaftssprache nicht nur akzeptiert, sondern seine Verbreitung auch freiwillig unterstützt haben, widersetzen sich ihm als einzige Arbeitssprache in der EU. Hier offenbart sich der Unterschied zwischen wissenschaftlichem und politischem Prestigedenken.

Bezogen auf die deutsche Sprache heißt das: In der Wissenschaftspolitik hat man Deutsch als Wissenschaftssprache, das vor dem Zweiten Weltkrieg eine Vormachtsstellung hatte, wenn nicht gerade aufgegeben, so doch in die Sphäre der Gleichgültigkeit versinken lassen, während man in der EU-Politik sehr auf die Stellung dieser Sprache achtet.¹⁴

Tatsache ist auch, daß das Englische nach dem Zweiten Weltkrieg, aber auch früher, durch Lehnwörter viele europäische Sprachen beeinflußt hat; der Prozeß geht im heutigen Deutsch dynamisch weiter. Eine gewisse Art von sprachlicher Integration ist somit nicht zu übersehen, auch in den Staaten, die gar nicht zur EU gehören, z. B. Rußland. Das ist ein durchaus normaler Vorgang, dessen Wichtigkeit schon Goethe betont hat, indem er feststellt, daß man das Fremde in der Sprache nicht abweisen, sondern „verschlingen“ sollte.

Was brauchen wir? Aus dem Gesagten geht hervor:

- 1) Wir müssen uns für eine verstärkte Mehrsprachigkeit und Mehrkulturheit in Europa einsetzen. Denn gegenseitiges Verständnis von Sprachen und Kulturen der europäischen Völker ist eine wichtige Voraussetzung in einem Einigungsprozeß. Das bedeutet rein praktisch, daß man den Anderen, den Fremden, nicht durch die Brille der eigenen Sprache und Verhaltensweisen beurteilen darf. Ein ausgebliebener Höflichkeitsausdruck, Du statt Sie, wie es in Schweden und Dänemark üblich ist, Schweigen, wenn Reden erwartet wird (besonders in Form von Small-talk), all das vermittelt einen negativeren Eindruck von dem Sprecher, als eine falsche grammatische Endung. Das Verhalten kann als Zeichen der Unhöflichkeit, Überheblichkeit, Gleichgültigkeit oder sogar Dummheit verstanden werden, und man denkt nicht daran, daß der andere zwar die Sprache beherrscht, nicht aber die mit der Sprache verbundenen kulturspezifischen Verhaltensweisen.

Treffen Mitglieder aus der Redekultur auf Mitglieder der Schweigekultur, so werden letztere leicht als unwissend oder dumm betrachtet, umgekehrt werden aber auch die Redekulturmitglieder nicht selten als geschwätzig und oberflächlich angesehen. Das deutsche Wort *redselig* und das schwedische Wort *pratsjuk* „redkrank“ markieren deutlich diese kulturellen Unterschiede. Es gilt also für Europa: die Sensibilisierung für die Tatsache, daß es kulturell bedingte Unterschiede der Verhaltensweisen gibt, intra- und interkulturell.

Deshalb müssen wir uns aber auch für die Sprachen und Kulturen unserer eigenen Minoritäten interessieren und sie respektieren.

- 2) Wir brauchen im Bereich des erweiterten Europas, in der ganzen europäischen Integrations-sphäre, psycho- und soziolinguistisch orientierte Lehrstühle, die ich Europäische interkulturelle Kommunikation nennen möchte. Wir brauchen auch Forschungsinstitute für europäische Sprachenprobleme mit Schwerpunkten wie Mehrsprachigkeit, Mehrkulturheit und Sprachplanung. Es darf nicht vergessen werden, daß jede Sprache, die ja das Produkt und das Mittel für menschliche Koexistenz ist, wie andere soziale Institutionen auch, verbessert und verändert werden kann.
- 3) Als eine Konsequenz dieser Notwendigkeiten brauchen wir mehr bilinguale Schulen in Europa und eine Verstärkung des Fremdsprachenunterrichts. Völkerverständnis ist seit langem ein häufig verwendetes Wort. Wie kann sie aber verwirklicht werden, wenn die Bil-

derungspolitik in den meisten europäischen Staaten, besonders in den größeren, pädolinguis-
tische Forschungsergebnisse ignorierend, den Fremdsprachenunterricht erst im 4. oder
5. Schuljahr beginnen läßt. Verständigung in Europa setzt Sprachenbeherrschung voraus,
die man am besten von klein auf erwirbt. Daß alle nicht nur dieselben Sprachen lernen soll-
ten, versteht sich von selbst. Die Sprache des Nachbarn zu beherrschen hat sich im Laufe
der Geschichte gut bewährt. Ebenso die alte Kaufmannsregel, daß die beste Sprache die
des Kunden ist. Ohne größere Fremdsprachenkenntnisse ist es zwar einigermaßen mög-
lich, einzukaufen, wie man in der Wirtschaft sagt, aber nicht zu verkaufen.

- 4) Einheit durch Vielfalt ist in Europa kein Paradox. Eine Integration darf nie auf Kosten der
Muttersprache und der eigenen Kultur geschehen – sei es in einem Land, sei es in Europa.
Die Lösung ist: Bereicherung durch Mehrsprachigkeit. Respekt vor Vielfalt und Individua-
lität, während man der Einheit zustrebt, und auch dann, wenn man sie schon erreicht hat.
Mehrsprachige Individuen, nicht einsprachige, werden die dominierenden Faktoren im
politischen, wirtschaftlichen und sozialen Einigungsprozeß im erweiterten Europa sein. ■

Anmerkungen

- ¹ Ausführlicher dazu in Els Oksaar, Kulturemtheorie. Ein Beitrag zur Sprachverwendungsforschung. (Berichte aus
den Sitzungen der Joachim-Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften e. V., Hamburg, Jahrgang 6, Heft 3). Göttin-
gen 1988: Vandenhoeck u. Ruprecht.
- ² Statist auf Diplomatischer Bühne 1923–1945. Bonn 1953, S. 180.
- ³ Zit. Hartmut Schiedermaier, Kultur der Zukunft. Die Universität auf der Schwelle zum 21. Jahrhundert. In: Forum
48, 1989, S. 14.
- ⁴ FAZ, 27.10.1986.
- ⁵ Robert Cooper, How can we measure the roles which a bilingual's languages play in his every-day behaviour? In:
L. G. Kelly (Hg.), Description and measurement of bilingualism. Toronto 1969, S. 21.
- ⁶ Theodore Andersson/Mildred Boyer, Bilingual schooling in the United States. Washington 1970, S. 21.
- ⁷ Ebd. S. 32.
- ⁸ M. von Donat, Der Kommunikationsstreß in den EG-Institutionen. In: J. Born/G. Stickel (Hg.), Deutsch als Ver-
kehrssprache in Europa. Berlin. New York 1993.
- ⁹ Born/Stickel (Anm. 8), S. 170.
- ¹⁰ Pieter K. G. Welge, Eine Sprache für Europa. In: Linguistische Berichte 62, 1979, S. 49.
- ¹¹ Vgl. William F. Mackey, Bilingualism as a world problem. Montreal 1967, S. 2.
- ¹² Gyula Décsy, Die linguistische Struktur Europas. Wiesbaden 1973, S. 240.
- ¹³ W. Wolz, Deutsch im Übersetzeralltag der EG-Kommission. in: Born/Stickel (Anm. 8), S. 76 f.; vgl. auch Horst
Willi Schors, In Brüssel sitzt der größte Sprachendienst der Welt. In: Das Parlament, 8.4.1994. S. 17.
- ¹⁴ Ich habe in anderem Zusammenhang dargelegt, in welcher Weise und wo Deutsch als Wissenschaftssprache durch
das Englische ersetzt worden ist, s. Els Oksaar, Möglichkeiten und Grenzen einer internationalen Gemeinsprache
in den Geisteswissenschaften. In: Els Oksaar/Sabine Skudlik/Jürgen von Stackelberg, Gerechtfertigte Vielfalt. Zur
Sprache in den Geisteswissenschaften. Darmstadt 1988, S. 13–72.



Jaakko Numminen

Dr. h.c. mult.,
geb. 22. 10. 1928.
1962–66 Kulturpolitischer
Forscher im Staatl. Pla-
nungsbüro in Helsinki,
1966–70 Abteilungsleiter
des Referats für Hoch-
schulwesen im Finni-
schen Unterrichtsmini-
sterium, 1970 Unterrichts-
minister, 1970–72 Leiter der
Abteilung für Hochschul-
wesen und Wissenschaft,
1973–94 Staatssekretär des
Finnischen Unterrichts-
ministeriums.

Finnlands Kultur- beziehungen zur deutsch- sprachigen Welt

Die kulturpolitischen Verbindungen zwischen Finnland und Deutschland sind stabil und fußen auf Tradition. Hierfür gibt es verschiedene Gründe. Der wichtigste Grund liegt natürlich in der geographischen Nähe der beiden Länder. Besonders früher war das Wasser ja eher ein verbindender als ein trennender Faktor. Der Verkehr über die Ostsee ist immer lebhaft gewesen. Die Ostsee wird auch in Zukunft wieder in zunehmendem Maße ein verbindender Faktor sein.

Wichtig sind weiter die vielen historischen Verbindungen: Seit dem ausgehenden Mittelalter haben Finnen an deutschen Universitäten studiert und in norddeutschen Handelshäusern gearbeitet, deutsche Kaufleute haben zu verschiedenen geschichtlichen Zeiten in Finnland gewirkt.

Im Laufe der Jahrhunderte sind zahlreiche deutsche Kaufleute, besonders aus den deutschen Ostseestädten, nach Finnland gekommen. Einige der bekanntesten finnischen Handelshäuser und Industriefamilien tragen diese deutschen Namen. Man denke nur an Donner (aus Lübeck), Hackman und Stockmann. Die Donners haben, genauso wie die Krohns, ihren Einfluß auch auf das kulturelle Gebiet ausgedehnt, und interessant ist, daß sie sich dabei auf dem nationalsten aller Sektoren betätigten. Julius Krohn war ein hervorragender Erforscher der finnischen Sprache, sein Sohn Kaarle Krohn der Begründer der vergleichenden Volksdichtungsforschung. Anders Donner – der Großvater des heutigen Schriftstellers und Filmregisseurs Jörn Donner – legte die Grundlagen zur finnisch-ugrischen Sprachforschung und, was wichtig ist, finanzierte Forschungsreisen finnischer Wissenschaftler nach Rußland, in die Regionen diesseits und jenseits des Urals und nach Mittelasien. Der deutsche Historiker Robert Schweitzer hat in seinen Studien – zum Beispiel in seinen Büchern „Die Wiborger Deutschen“ und „Lübecker in Finnland“ – diese kulturellen Verbindungen behandelt, aber eine Gesamtdarstellung des Themas wartet noch darauf, geschrieben zu werden.

Auch die Wurzeln der finnischen Architektur führen nach Deutschland. Der Schöpfer des Monumentalenzentrums von Helsinki, Carl Ludwig Engel, kam, wenn auch über Umwegen, aus Berlin nach Finnland. Auch das finnische Musikleben wurzelt in Deutschland. Der erste finnische Komponist, der unter anderem unsere Nationalhymne komponierte, stammt von dort. Jean Sibelius studierte in Berlin. Auch unsere frühe Philosophie kommt aus Deutschland, unser Nationalphilosoph Johann Wilhelm Snellman war ein Schüler Hegels. Mir ist die Ehre zuteilgeworden, die Vorbereitungen für die Herausgabe der Gesammelten Werke Snellmans zu leiten, und ich muß gestehen, daß unsere Lehrmeister in dieser exakten editorialen Arbeit immer noch die Redakteure deutscher Gesamtausgaben sind.